

**Zeitschrift:** Neujahrsblatt für Basels Jugend  
**Herausgeber:** Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen  
**Band:** 18 (1840)

**Artikel:** Die ersten Buchdrucker in Basel  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1006887>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Hess del.

Lith. Hester & Cie à Paris

XVIII.

Neujahrs-Blatt

für

Basels Zungen

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und  
Gemeinnützigen

1 8 4 0.



---

Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.

11172

11172-11173

11172

11172-11173

11172-11173

11172

11172-11173

11172

11172

11172-11173

---

Die  
ersten Buchdrucker  
in Basel.

---

Das Jahr 1840, in welches wir unter Gottes Schirm und Güte nun eintreten, wird weit und breit unter den Herren Buchdruckern, Buchhändlern und Gelehrten mit einem ganz besondern Respekt begrüßt; denn das vierziger Jahr ist das Jubeljahr der Erfindung der Buchdruckerkunst, und man hat vor, bei uns und anderswo mit allerlei Festlichkeiten das Andenken dieser trefflichen Erfindung zu feiern. Als man vor hundert Jahren zum dritten Mal dieses Geburtstagsfest der Buchdruckerkunst erlebte, hielt man zu Basel dafür, man müsse auch in unserer Stadt ein Fest begehn, und der Herr Pfarrer Buxtorf zu St. Elisabethen that dabei vor den sämmtlichen anwesenden Kunstgenossen und Kunstverwandten der schönen Buchdruckerkunst eine Dankpredigt. Eure Vaterstadt, meine jungen Leser, hat eben das Recht, wenn man von Buchdruckern und Buchdruckereien redet, bei dieser Gelegenheit auch ein Wörtlein zu sagen; und obschon es freilich nicht sein wäre, aus der Tugend und Trefflichkeit unserer Vorfahren ein Selbstlob zu machen, so wäre doch auch nicht recht zu vergessen, was für ein gutes Lob sonst in diesem Stütze die Stadt Basel gehabt hat. Ich will euch darum jetzt von den ersten Buchdruckern die zu Basel gewesen sind erzählen, was ich davon habe erfahren können. Zuerst aber schicke ich ein allgemeineres Kapitel voraus für die welche über die schöne Erfindung selber etwas vernehmen möchten.

## 1. Von der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zur Zeit als man von der Buchdruckerkunst noch nichts wußte, und fleißige Mönche in ihren Klosterzellen die Bücher langsam und mühsam Wort für Wort abschrieben, sahen die Bücher zwar oft außerordentlich schön aus, die Anfangsbuchstaben darin prangten bisweilen in Gold und Silber und in allerlei prächtigen Farben; aber dafür waren die Bücher damals so selten und theuer, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können. Eine Bibel wurde oft mit tausend Goldgulden bezahlt. Der berühmte Rechtsgelehrte Aecursius kam in seinem Leben nie dazu, das römische Gesetzbuch eigenthümlich zu besitzen. Ein deutscher Domherr erstand sich gegen einen Livius ein Landgut bei Florenz. König Ludwig XI. mußte für die Werke eines arabischen Arztes die er geliehen bekam viel Silberzeug als Faustpfand hinterlegen und noch einen Bürgen stellen. Ein Anderer stellte über eine Bibel die er gebrauchen durfte Brief und Siegel aus, und verpflichtete sich dafür einen Zins von zehn Gulden zu zahlen.

Die Papiermühlen, welche in Deutschland seit 1390 aufkamen, vornehmlich aber die gedruckten Bilder wozu die Holzschnieder die Formen in Holztafeln schnitten, fiengen an hierin etwas Besseres vorzubereiten. Die Holzschnieder pflegten manchmal, wenn sie das Bild fertig hatten, darunter einen Spruch oder eine kleine Erläuterung ins Holz einzuschneiden. Es kam eine „Armen-Bibel“ heraus: einige Bilder aus dem Alten und Neuen Testamente mit lateinischer und deutscher Erklärung darunter. Allein auf diese Weise konnte höchstens ein ganz kleines Büchlein, und dieses nur mit großer Mühe, zu Stande kommen, weil jedes Wort Buchstabe für Buchstabe in die Holztafel geschnitten wurde, und ein jeder Buchstabe nur für dieses eine Mal gelten konnte. Sollte es zum Drucke von wirklichen Büchern kommen, mußte irgend ein erfindungsreicher Mann eine ganz neue Kunst ersinnen.

Dieser Mann war Johann zum Gensfleisch, genannt zum Gutenberg, ein Bürger der freien Reichsstadt Mainz, gebürtig aus einem alten stiftsfähigen und ritterlichen Geschlechte. Er lebte, mit allen adelichen Familien für eine Zeit aus seiner Vaterstadt vertrieben, im Jahr 1434 in Straßburg und beschäftigte sich mit Steinschleifen und Spiegelpolieren. Schon damals fasste er den Gedanken: wenn man bewegliche Buchstabenformen zu Wörtern und Säzen aneinander reihen würde, so könnte man diese Buchstaben auch für die folgenden Seiten wieder brauchen und dadurch den Druck ganzer Bücher zu Stande bringen; ja man könnte dann mit denselben Buchstaben wieder andere

Bücherdrucke beginnen. Diesen Gedanken verfolgte Gutenberg, schnitt Buchstaben aus hartem Holz, fasste sie mit einem Drahte, den er durch darin angebrachte kleine Löchlein steckte, in Zeilen zusammen, und errichtete ganz im Geheimen eine Druckerpresse, um die so gesetzten Seiten auf das Papier abzudrucken. Aber seine zusammen gestellten Buchstaben hielten nicht fest genug aneinander, um die Gewalt der Presse auszuhalten. Beim Druck gerieth alles wieder in Unordnung. Gutenberg machte sich nun bewegliche Rahmen, in die er die Buchstaben einfügen konnte; an denen brachte er Schrauben an, damit er die Buchstaben dadurch fest gegen einander presse, und so waren die Setzbretter erfunden. Doch blieben seine hölzernen Buchstaben immer noch gar schwach für die Gewalt der Presse; sie waren augenblicklich abgenutzt; man mußte unzählige Schriften schneiden, und die Arbeit kam zu keinem Ende; auch konnte man beim Schneiden nie eine rechte Gleichmäßigkeit der Schriften herausbringen, und das Gedruckte sah gar unangenehm und unordentlich aus. Unter vielen fehlgeschlagenen Versuchen verging ein Jahr ums andere; Gutenbergs Vermögen war dahin, sein Muth nicht. So kam er um das Jahr 1444 in seine Vaterstadt Mainz zurück, und hatte nichts als sein großes Geheimniß, das er eifersüchtig bewahrte. Als er aber sah, daß er ohne die Beihilfe eines Andern sein Werk nimmer werde ausführen können, vertraute er sich einem der reichsten Bürger in Mainz an, einem Manne der klug genug war, um den großen Gewinn den Gutenbergs Erfindung bereiten mußte vorauszusehn und zu benützen; Johann Fust war sein Name. Von Fust unterstützt erfand nun Gutenberg die Kunst metallene Schriften zu gießen. Ein geschnittener Stempel wurde in eine etwas weichere Gussform (man heißt sie die Matrize) gedrückt; in dieser konnte man dann die metallenen Lettern, so viel man ihrer nur wollte, gießen, und es sah eine jede den andern allen an Höhe, Dicke und Breite, und so auch in der Gestalt der Schriftzüge, vollkommen gleich. Noch vor dem Ende des Jahres 1452 war diese Erfindung geschehn; die erste Frucht derselben sollte das Buch aller Bücher sein: Gutenberg und Fust stiegen an eine lateinische Bibel zu drucken. Sie druckten theils auf Pergament und theils auf Papier; die Buchstaben sahen freilich noch etwas grob und eckig aus. Die Anfangsbuchstaben neuer Abschnitte ließen Fust und Gutenberg leer, und die Abschreiber malten sie nach ihrer Gewohnheit in schönen Farben mit Goldverzierungen ein. Diese Bibel ist unter dem Namen der 42zeiligen Bibel bekannt; denn, die ersten Seiten abgerechnet, zählte sie auf jeder Seite 42 Zeilen. Auf den wenigen Bibliotheken, wo man einen Abdruck dieses ersten Werkes der Buchdrucker-

kunst besitzt, hält man's für einen großen Schatz, den man um keinen Preis weggeben würde. Erst gegen das Jahr 1456 war diese Bibel zum Verkaufe fertig.

Inzwischen war Peter Schöffer von Gernsheim, ein geschickter Schreiber und erfinderischer Mann, mit den Beiden bekannt geworden. Der schnitt weit schönere Stempel und verbesserte die ganze Guss einrichtung, so daß noch ehe die Bibel vollendet war, schon einige kleinere Druckschriften mit etwas artigern und kleineren Buchstaben konnten ausgegeben werden. Der edle Gutenberg wurde nun durch Hinterlist und Trug von Seiten des undankbaren Johann Fust, auf einen Spruch des Gerichtes der Stadt Mainz, aus seinem Anttheile an der Druckerei verdrängt; und während er seine Zeit zubringen mußte, für sich selber Alles von Neuem einzurichten, eilte ihm die Fust- und Schöfferische Druckerei mit ihren Ausgaben voraus. Ein besonderes Meisterstück der Kunst und des feinen Geschmacks Peter Schöffers ist das berühmte lateinische Psalmbuch gewesen welches im Jahr 1457 zu Stande gebracht wurde. Dasselbe ist zum Gebrauch der Kirchen auf Pergament gedruckt worden, und die prächtigen Anfangsbuchstaben ließ Schöffer mit kleinen zierlichen Holzschnitten in das Buch hineindrucken. Doch sind die anderen Buchstaben noch immer ziemlich ungleich. Das erste Werk hingegen welches ganz und gar mit den verbesserten schönen Schriften Schöffer's gedruckt worden, ein treffliches Meisterstück der Buchdruckerkunst, ist das Buch eines Bischofs Durandus über die Kirchengebräuche. Durandi Rationale divinorum officiorum, gedruckt im Jahr 1459. Dieses Buch befindet sich auf unserer öffentlichen Bibliothek.

Noch gab es keine andern Druckereien als die beiden in Mainz. Vor der übrigen Welt war Johann Gutenbergs Kunst ein tiefes Geheimniß; die Arbeiter hatten einen Eid darauf schwören müssen, Niemanden je etwas von dem was sie in Fusts und Gutenbergs Häusern gesehen und erfahren hatten zu verrathen. Als aber im Jahr 1462 Kurfürst Adolph II. die Stadt Mainz erstmürme, und seine Leute so schrecklich darinnen hausen ließ, daß in wenigen Tagen Alles was wandern konnte ausgewandert war: damals wurden die Buchdrucker gehülfen nach allen Gegenden hin zerstreut, sprachen nun eigenmächtig ihre Gewissen von ihrem Eide los und begannen allenthalben eigene Druckereien zu errichten. Bald sah man in Rom, in Augsburg, zu Benedig und in Mailand neue Buchdrucker sich hervorthun. 1470 ließ Johann von Stein, ein berühmter Doktor der Gottesgelahrtheit zu Paris, die ersten Buchdrucker Frankreichs aus Deutschland dahin kommen. Dieser Johann von Stein war derselbe welcher nachher als ein stiller Einsiedler in einer Zelle unserer Karthause sein Leben beschloß. Jetzt bekamen auch die

Städte Nürnberg, Köln, Bologna, Speier, Straßburg, Löwen, Ulm ihre Buchdruckereien. Und im Jahr 1474, noch ehe Lyon, London, Genf und Leipzig sich eines Buchdruckers rühmen konnten, war bereits auch in Basel eine Druckerei im Gange.

## 2. Die allerersten Buchdrucker in Basel.

Das erste Buch von welchem man weiß daß es in Basel gedruckt worden, ist eine Ausgabe des alten deutschen Rechtsbuches der Sachsen, des Sachsen-Spiegels. Der Druck wurde im Jahr 1474 durch Bernhard Richel vollendet. Diese Ausgabe des Sachsen-Spiegels ist unter allen jetzt noch bekannten die älteste. Derselbe Bernhard Richel gab im folgenden Jahr, in Verbindung mit dem zweiten Buchdrucker in Basel (Michael Wensler hieß er) ein lateinisches Predigtbuch eines Franziskaner Mönches Robertus de Licio heraus. Das Buch steht in der Büchersammlung zur Mücke. Der erste Anfangsbuchstabe des Buches ist, weil er recht groß seyn müste, mit einem eigenen in Holz geschnittenen Stempel gedruckt, und der Schreiber sollte ihn dann noch schön mit Farben ausmalen. Weiter hinten ist aber das den Druckerherren scheint's doch zu kostlich geworden; sie haben dem Maler für die Anfangsbuchstaben kaum gelassen, und nur ganz klein angegeben was für ein Buchstabe hingemalt werden müsse. — Von nun an haben die beiden Buchdrucker sich getheilt, und ein jeder von ihnen hat noch lange Zeit mancherlei nützliche, erbauliche und lehrreiche Bücher zu Tage gefördert. So druckte Bernhard Richel mehrmals die heilige Schrift, aber freilich, wie damals fast allgemein, nur eine lateinische Bibel für die Gelehrten. Dafür sorgte er auf eine andere Weise für's gemeine Volk. Er druckte nämlich im Jahr 1476 ein Büchlein welches dazumalen viel beliebt war; das hieß Spiegel menschlicher Behalttnisse, (will sagen: der menschlichen Erlösung); es enthielt in vielen kleinen mit Holztafeln gedruckten Bildern die Geschichte des Lebens, Leidens und Sterbens Christi, und ein kleines Kapitel gab jedesmal die Erklärung dazu. Aber es war freilich auch neben dem was von Jesus stand noch gar viel Thörichtes und Fabelhaftes von der Mutter des Herrn in dem Buche. Bernhard Richel hat nun auch gedacht, er wolle die gewöhnlichen Abschnitte aus den Evangelien und Episteln der h. Schrift für jeden Sonntag im Jahre beifügen. Im Jahr 1481 ließ er auch eine deutsche Uebersezung einer Weltchronik, die man Fasciculus temporum nannte, unter dem Titel: ein Bündlin der Zit ausgehen. Am Ende steht: „Gedruckt, aber gerecht, suber und rein, durch Herr Meister Bernhart Richel, Bürger zu Basel, als man zalt noch der Geburt Christi 1481 Jor.“

Michael Wensler beschäftigte sich schon mit gelehrten Werken als sein bescheidener Kunstgenosse. Unter den Büchern die bei ihm gedruckt sind findet man Theile des römischen Rechts und des Kirchenrechtes, und sogar eine Schrift des Kirchenvaters Augustinus (De Civitate Dei 1479.) Die Unterschriften, die er theils in lateinischen Versen, theils in ungebundener Nede, manchmal mit rothen Buchstaben, an den Schluss seiner Bücher drucken ließ, preisen und rühmen der leselustigen Welt bald den Inhalt der Bücher, bald des Druckers Kunst. Unter einem Abdrucke der Constitutionen des Papstes Clemens V. vom Jahre 1476 steht: „dies Buch sei mit vieler Kunst und mit vieler Uebung im Drucken zu Stande gebracht in der berühmten Stadt Basel, welche nicht nur wegen der gesunden Lust und der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch wegen der großen Genauigkeit ihrer Buchdrucker einen guten Ruf habe.“ Und in einem andern Buche, das im gleichen Jahr gedruckt wurde, liest man in lateinischer Sprache die Verse:

Gelehrter Leser, stellt man Bücher dir vor Augen,  
Gedruckte, gerne reihst du sie den deinen ein:  
Nur soll der Inhalt werth dir seyn, er soll dir taugen;  
Der Druck soll zierlich, nett und ohne Fehler sein.  
Ich bin des Todes, mußt du nicht dies alles preisen  
An diesem Band; es drückt ihn Wenslers Künstlerhand.  
Fürwahr kein Buchstab ist im ganzen Buch zu weisen  
Den man nicht wohlgeprüft und auserlesen fand.

Im Jahr 1478 druckte Michael Wensler die Decretalen des Papstes Gregor des IX<sup>ten</sup>. Diesmal lautete seine Unterschrift also: „Da der allerheiligste Vater in Christo Sixtus IV. Papst war, und Friedrich von Oestreich römischer König, und der ehrwürdige Vater Herr Johannes unser gnädiger Herr von Basel war, im Jahre 1478 im Christmonat, hat in der edeln Stadt Basel, mit der Hülfe Gottes, ohne die nichts Rechtes zu Stande gebracht wird, Michael Wensler dies Decretalen-Buch, nicht mit Tinte und Feder oder Schilfrohr, sondern durch eine gar sinnreich erfundene Kunst zu drucken unter Gottes Beistand glücklich vollendet und sein Wappen und Insiegel darunter gesetzt.“

Wensler stand auch einmal mit einem andern Drucker Friedrich Biel in Gesellschaft. Dieser hat, wie's scheint, nachher die Buchdruckerkunst nach Spanien gebracht; denn in einer spanischen Chronik wird „Friedrich von Basel“ als ein Erfinder der Kunst genannt. So ist auch der berühmte Straßburger Buchdrucker, Martin Flach, ein Basler gewesen.

### 3. Magister Johann Amerbach.

Das Druckergeschäft wurde jetzt zwar allenthalben mit großem Eifer betrieben. Aber sollte die große Erfindung einen rechten Nutzen bringen, so musste nun auch auf eine sorgfältige Auswahl dessen was man drucken wollte gesehen werden. Nicht nur geschickte Köpfe die ihren Vortheil zu ergreifen verstanden, sondern Freunde der Wissenschaften, denen es mehr um eine preiswürdige Unternehmung zu thun war, mussten die Sache in ihre Hand nehmen. Und in diesem Stücke steht Basel in allen Geschichtbüchern die von der Buchdruckerkunst reden immer mit in der vordersten Reihe. Denn bevor noch der große Aldus in Venedig mit seinen trefflichen Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller seinen Kunstgenossen den Weg gewiesen, hatte bereits Magister Johann Amerbach in Basel, ein tüchtiger, munterer Freund guter Kenntnisse und besonders auch ein Verehrer dessen was zur Frömmigkeit dient, seine Ausgaben der vielvergessenen Kirchenväter ins Werk zu setzen begonnen.

Magister Hans Amerbach war zu Reutlingen in Schwaben geboren, hatte in Paris unter dem berühmten Johann von Stein studirt, und war daselbst zur Magisterwürde erhoben worden. Er war darauf eine Zeit lang an der großen Druckerei des thätigen Anton Koburger in Nürnberg angestellt, wo man täglich 24 Pressen im Gange hielt und über hundert Arbeiter beschäftigt waren. Amerbach war Koburgers Corrector, d. h. er musste die Fehler, die sich beim ersten Setzen und Drucken einschleichen wollten, verbessern. Dazu brachte man damals studirte Leute, weil man noch gar eine hohe Meinung von den Büchern hatte. Aus dieser trefflichen Schule der Buchdruckerkunst kam Johann Amerbach nach Basel, und stieg an eine eigene Druckerei zu errichten. Sein erstes Buch sollte gleich zeigen, daß es diesem Manne um den Nutzen der gelehrten Leute zu thun war. Es fehlte damals an einem guten lateinischen Wörterbuche. Amerbach suchte sich den gelehrten Johann Neuchlin, welcher später als der größte Kenner des Griechischen und Hebräischen in ganz Deutschland angestaut wurde, zu seinem Corrector aus und übergab ihm die Arbeit, so ein Wörterbuch aus vielen Stellen lateinischer Schriftsteller zu sammeln. Es erschien im Jahr 1478 unter dem Titel Breviloquus und wurde von den Schülern der Wissenschaft mit freudiger Begierde aufgenommen.

Nachdem aus Amerbachs Druckerei noch verschiedene Werke ausgegangen, namentlich auch 1481 eine lateinische Bibel, bei der man auf Verbesserung der Uebersetzung nach dem Griechischen und Hebräischen gesehen hatte, erschienen vom Jahr 1489 an nach und

\* \*

nach sämmtliche Werke des Kirchenvaters Augustinus. Es hatte dem wackern Manne weh gethan, daß man das Studium der ersten großen Lehrer der christlichen Kirche beinahe gänzlich vernachlässigte. Er hoffte etwas zur Ehre Gottes zu vollbringen, wenn er ihre Schriften, von denen die meisten noch nie, andere nur gar fehlerhaft und in sehr entstellter Gestalt gedruckt waren, aus ihrer Verborgenheit wieder hervorzog. Die Kosten und die Mühe welche dieses Unternehmen verursachte waren schwer und groß für den Mann, der sich zwar nicht schlecht stand, aber doch nur hatte was er mit seiner Kunst und seinen Nachtwachen sich erwarb. Der gelehrte Augustinus Dodo, Canonicus zu St. Leonhard, der ihm hiebei besonders behülflich war, mußte sich aus den von Motten zerfressenen Handschriften den Text mühsam zusammensuchen. Aber Amerbach scheute nichts; auf allen Bibliotheken ließ er nachforschen, bis er den ganzen Augustin der Welt wieder zugänglich machen konnte. „Es gibt so viele Mönche in der Welt,” schrieb Erasmus dem Erzbischof von Toledo, „die müssen mit vielen Kosten für ihr Müßiggehen genährt werden. Es gibt so viele Leute mit prächtigen Einkünften, die nichts thun, als Häuser bauen, Pferde halten und schmausen; für diese wäre das ihre eigentliche Aufgabe gewesen, was der Mann aus dem Laienstande aus freiwilligem Antrieb auf sich nahm.“ Als der Druck des Buches des hl. Augustinus von der Dreieinigkeit vollendet war, ließ Amerbach darunter den Vers drucken:

Schirme, heiliger Vater, mit deinem dreieinigen Wesen  
Hansen von Amerbach, welcher das Buch dir gedruckt.

Indem noch an den Werken Augustin's gearbeitet wurde, lieferte die Amerbachische Druckerei im Jahr 1491 auch eine Ausgabe der Werke des Kirchenvaters Ambrosius. Diesmal gieng Amerbach oft und viel mit Handschriften und Druckbogen in die stille Kartause in St. Margarethenhal neben der St. Theodors-Kirche; denn der gelehrte Johann von Stein, welcher dort in seiner Zelle saß, besorgte seinem Freunde die Anordnung, Eintheilung und Verbesserung dieser Ausgabe. Joh. Amerbach wandte nun auch bei einem Theile dieses Werkes statt der bisherigen Mönchsschrift, die alle Basler Drucker vor ihm allein gebraucht hatten, die schöneren römischen Schriften an.

Aber der Eifer Magister Hansen des Druckers, wie man ihm in seiner Nachbarschaft im Klein-Basel zu sagen pflegte, gieng noch weiter. Er gedachte erst etwas Rechtes zum Heile und Frommen der Wissenschaften mit seiner Druckerpresse zu liefern, wenn einmal seine drei Söhne Bruno, Basilius und Bonifacius würden recht gelehrte und geschickte Leute geworden sein. Darum verwandte er viele Kosten darauf, daß diese Söhne in

Schlettstadt und in Paris und an andern Orten möchten zu gründlicheren Gelehrten herangebildet werden, als ihm selber gestattet gewesen war. Der vielbeschäftigte Vater war in diesen Zeiten ein unermüdlicher Brieffschreiber, oft besorgt, die beiden ältern Söhne könnten ihre Zeit nicht wohl anwenden, aber auch nach dem gerechten väterlichen Zorne bald wieder zu neuer Freigebigkeit geneigt, sobald ihm der Sohn nur schreiben konnte, er habe nun Gelegenheit, die griechische Sprache zu lernen. Fast einen jeden seiner Briefe schließt er mit ermahnen Worten: „liebe Söhne, studieret brav, und bedenkt zu was für einem wichtigen Studium man euch hat lassen nach Paris ziehen; gebt euch gewaltiglich Mühe und studieret recht. Thut ihr das, so erfüllt ihr allen meinen Willen, und Alles was ich besitze will ich für euch ausgeben.“ Einmal schrieb er: „Es gefällt mir sehr und ich ermahne euch dazu, daß ihr euch mit der Dialektik beschäftigt; denn sie zeigt euch den Weg zu den übrigen Wissenschaften und dient dieselben kräftig zu machen. Aber hütet euch, daß ihr mir nicht die Grammatik vergesst; die ist das Fundament aller übrigen Wissenschaften. Denn wenn Einer auch gelehrt ist in andern Kenntnissen und kann nicht reden, wie's die Grammatik fordert, das heißt richtig und zierlich, der wird von Federmann für unwissend gehalten, sei er auch noch so gelehrt in anderen Dingen. Darum ermahne und erinnre ich euch, wenn ihr mitemand sprechen oder ihm schreiben sollt, so bedenkt euch zuerst darüber, ob das Hauptwort oder das Zeitwort das ihr brauchen wollt auch wirklich das bedeute was ihr damit ausdrücken wollt.“ Ein ander Mal wieder: „Seid vorsichtig im Reden und Schreiben, damit ihr richtig sprechet, und unterscheidet die Zeiten fein, damit ihr nicht, wenn ihr im Praeteritum reden wollt, das Futurum brauchet oder das Praesens. Besinnet euch vorher, welche Declination, welches Genus, welchen Casus ihr sezen sollt, und bei den Zeitwörtern, welche Conjugation und welchen Modus ihr brauchen müßt. Dann wird's euch schon nicht mehr schwer werden, eure Gedanken in passender und zierlicher Rede wieder zu geben. Thut ihr das, so könnet ihr mir keine größere Freude machen.“ Und so sehr waren solche Ermahnungen dem ganzen Willen und Wesen des Hausvaters eingeprägt, daß auch die gute fromme Frau Barbara, wenn sie ihren Söhnen in Paris schrieb, in die Worte einstimmte: „Ich bitt üch, daß ihr üch frommklich und ehrlich wellen halten, und fast lehren, und über „Best thun noch überem Vermögen, und denkent, worum ihr usgesandt sind und sehen „an die Müeh und die Erbeit, die über Vatter hat durch überent willen frueh und „spot.“

Johann Amerbach rüstete nun alles für einen richtigen und genauen Druck der Schriften eines dritten Vaters und Lehrers der Kirchen, des hl. Hieronymus. Es galt nun besonders, seitdem Aldus in Venedig dazu das schöne Beispiel gegeben, nicht nur für richtigen Druck, sondern auch für richtige Lesart zu sorgen; d. h. aus den vielen fehlerhaften Handschriften selber die Worte, so wie sie der alte Schriftsteller einst geschrieben haben möchte, herauszufinden; was bei des Hieronymus Werken wegen der vielen griechischen und hebräischen Stellen besonders schwierig war. Zu diesem Zwecke zog Amerbach, wo er konnte, gelehrte und sprachkundige Männer an sich. Schon Joh. Neuchlin hatte ihm aus Wörterbüchern, wo Stellen aus Hieronymus angeführt waren, die Lücken die sich in seinen Handschriften befanden, auszufüllen versucht; eine unerschwingliche Arbeit. Ein Dominikaner, Johannes Conon von Nürnberg, seit Jahren Amerbachs Hausfreund, der ihm seine Söhne gelehrt und unterrichtet hatte, ein gründlicher Kenner des Griechischen, schlug den bessern Weg ein: die Vergleichung alter Handschriften. Der Vater Amerbach hoffte auf seine nun herangebildeten Söhne. Da rief ihn der Tod ab. Sterbend übertrug er seinen Söhnen die Ausführung dieses Unternehmens als seinen letzten Willen an sie. Sein Grabmahl ist im Kreuzgange des Kartäuser Klosters.

#### 4. Von andern Buchdruckern die damals in Basel gewesen.

Es war seitdem in Basel eine neue Buchdruckerei um die andere aufgekommen. Ich will zuerst die des Nicolaus Kessler nennen, weil aus derselben eine Sammlung sämtlicher Werke des berühmten Kanzlers Gerson hervorgegangen ist (1489). Dieser Drucker hätte aber mein Lob fast gar nicht nöthig; denn er hat sich in seinen lateinischen Versen am Ende seiner Bücher schon stark genug herauszustreichen gewußt, z. B.

Du wüßtest gerne, wer dies Werk in Erz gegraben,  
Und wer den Seiten hier die Schriften aufgedrückt;  
Wundre dich nicht, wenn du es mußt erfunden haben  
Von Fehlern frei und rein und zierlich ausgeschmückt:  
Der Nicolaus Kessler ist's, dem an des Rheins Gestaden  
Zu Basel weitbekannt die gute Wohnung steht.  
Galt's Güte, dacht' er nie an Kosten und an Schaden;  
Dies Buch zeigt, ob nun Trug aus meinem Munde geht.

1494 druckte ein Basler Buchdrucker Johann Bergmann von Olpe zum ersten Male das bekannte Spott- und Strafgedicht welches der berühmte Dichter Sebastian

Brant gegen die Thorheiten der Welt gerichtet und unter dem Namen „Narrenschiff“ in die Welt ausgesandt hat. Das Buch ist mit 114 Holzschnitten, die fein gearbeitet sind, geziert. Auf dem Titelblatt ist das Narrenschiff selber abconterfeiet, und die Narren werden eben zu Wagen und auf Booten zum großen Schiffe geführt, das sie alle miteinander nach Narragonien abführen soll. Unten steht des Buchdruckers Zeichen: Mit on ursach. Joh. B. von Olpe.

Bei Michael Furter wurde 1502 und 1503 ein lateinischer Psalter mit deutscher Uebersetzung gedruckt; und bei demselben kam heraus: „Chronika der loblichen Eidgenossenschaft, ihr Harkommen und suss seltsam sritten und Geschichten, in der loblichen Statt Basel von Michel Furter gedruckt, durch den fürnemmen Herrn Petermann Etterlin Gerichtsschreiber zu Luzern zusammengefasset, und durch Rudolfsen Husenegl Fürsprechen des Stattgerichts zu Basel geforrigiert. Ist seliglich vollen-det uf Frytag nach St. Thomas Tag als man zalt tusend fünfhundert siben, uf den 24 Tag Decembris.“

Aber der Name eines jeden andern jüngern Zeitgenossen Amerbachs, ja Amerbachs Name selber tritt in den Schatten zurück, wenn ich euch den größten deutschen Buchdrucker, den Aldus der Deutschen nenne: Johann Froben aus Hammelburg in Franken. Von diesem muß ich in einem eigenen Kapitel erzählen.

### 5. Magister Johann Froben.

Johann Froben ergab sich frühe schon in seiner Heimath im Frankenlande dem Studium der Wissenschaften. Da er ein Gefreundter und Landsmann des Basler Buchdruckers Johann Petri von Langendorf war, zog er mit dessen sechsjährigem Neffen Adam zu demselben nach Basel. Er studierte hier fleißig, und hatte sich bereits den Ruf eines gelehrten jungen Mannes erworben. Aber Joh. Amerbach und Joh. Petri trieben ihn beide an, daß er seine Kenntniß und seine Tüchtigkeit dem Geschäfte der Buchdruckerei widmen solle. Froben diente eine Zeit lang als Corrector in der Amerbachischen Druckerei. Dann stieg er 1491 auf eigene Kosten zu drucken an; sein erstes Werk war eine lateinische Bibel.

Joh. Amerbach hatte noch meistentheils mit den alten Buchstaben der Mönchsschrift gedruckt. Froben aber machte sich nun die von Aldus in Venedig erfundene gefälligere Cursiv-Schrift zu nutze und ahmte sie so glücklich nach, daß die Gelehrten einander in

ihren Briefen mit Entzücken von der Bestimmtheit, Zierlichkeit und Anmut ihrer Schriften erzählten. Und als später in der Zeit da Dr. Martin Luther in Wittenberg mächtig für das Evangelium eiferte und Bücher über Bücher schrieb, zum Behuf des leichtern Druckes dieser Bücher Melchior Lotter der Buchdrucker sich zu Wittenberg niederließ, meldete Luther voll Freuden dem Kanzler seines Fürsten, „es habe Melchior Lotter Matrizen von lateinischen und griechischen Schriften von dem berühmten Froben in Basel mitgebracht.“ Noch jetzt bewundert man das weiße Papier, den schönen Druck, die mit Holbeinischen Zeichnungen gezierten Titelblätter seiner Bücher, und ein Feder freut sich wie in jenen guten alten Zeiten für die Dauer von Jahrhunderten gearbeitet wurde. Aber nicht nur in der äußern Ausstattung seiner Werke, sondern vorzüglich auch in Ausmittlung eines richtigen und fehlerfreien Textes folgte Froben den Fußstapfen des großen Aldus nach. Und etliche gaben ihm damals selber vor diesem den Vorzug. Er hatte gelehrt Correc-toren, wie einen Wolfgang Lachner, einen Beatus Rhenanus. Sein Haus wurde eine Herberge für die größten Gelehrten seiner Zeit. Seine Druckerei hatte von England bis nach Böhmen den Ruhm, daß niemals schmähsüchtige Streitschriften, ob sie gleich am meisten Gewinn brachten, sondern immer nur würdige Werke aus derselben hervorgingen. Er eiferte ungemein für seine Kunst und für das Gedeihen der Wissenschaften.

Froben hatte nach Almerbachs Tode in Verbindung mit dessen Söhnen den Druck der Werke des hl. Hieronymus übernommen. Als der gelehrt Erasmus von Rotterdam, der Abgott der Freunde der Wissenschaften in jener Zeit, davon vernommen, gefiel ihm das Unternehmen überaus wohl; denn er war selber schon lange mit diesem Gedanken umgegangen. Er wünschte auch für seine eigenen Werke einen würdigen Verleger zu finden. Er kam nach Basel. — In Joh. Frobens Haus sprach einmal ein fremder Gast an mit einer feinen nachdenklichen Mine, übergab dem Hauswirthe einen Brief von Erasmus, und sagte: „er sei ein sehr vertrauter Freund von Erasmus, er habe Vollmacht mit Froben wegen der herauszugebenden Arbeiten desselben abzuschließen; was er nun mit ihm handle solle so gut sein, als ob es Erasmus selber so gesagt hätte.“ Zuletzt meint der Gast gar: „er sehe dem Erasmus auch äußerlich vollkommen ähnlich, so daß wer ihn sehe, der sehe den Erasmus selber.“ Da lacht Joh. Froben, merkt den Scherz und freuet sich hoch, daß er den großen Roterodamus unter seinem Dache hat. Sein Schwiegervater muß augenblicklich in die Herberge eilen, dort des Erasmus Zeche bezahlen und Pferd und Bündel in sein Haus führen. So hat die Freundschaft angefangen die in seltener

Beständigkeit und Unegennüglichkeit zwischen den beiden Männern Zeit ihres Lebens fortgedauert hat.

Es gieng nun mit der Wiederherstellung der durch Abschreiber und frühere Drucker schrecklich entstellten Schriften des Hieronymus an eine gewaltige Arbeit. Erasmus übernahm den Druck der Briefe des Kirchenvaters zu leiten; die drei Amerbachischen Brüder, Joh. Conon und Beatus Rhenanus arbeiteten an den übrigen Werken. Manchmal kam man, das entscheidende Urtheil des feinen scharfsinnigen Mannes über zwei verschiedene Lesarten einzuholen. Die jungen Leute, besonders Bonifacius Amerbach, gewannen dem Erasmus, der sich gerne an jugendlich feurige Schüler der Wissenschaft anschloß, auf immer sein Herz. Von nun an kehrte Erasmus oft wieder nach Basel zurück, und jedesmal wohnte er zu St. Peter in Joh. Froben's Hause. Da hat er manch eine gelehrte Arbeit unternommen, und zu einer manchen die er sonst nicht übernommen hätte hat ihn der muntere Eifer Froben's für die Wissenschaften angefrischt, ja selbst genöthigt. An die sechs Jahre lang mag Erasmus so im Ganzen Joh. Froben's Gastfreund gewesen sein. Er wurde der Taufpathe des jüngsten Söhneins seines wackern Hauswirths, und dasselbe wurde ihm zu Ehren in der hl. Taufe Johannes Erasmus genannt. Kein Streit war je zwischen den Beiden, als wenn Froben seinen Erasmus mit List und Bitten zu bewegen suchte, daß er ein Geschenk von ihm annehme, und Erasmus alle Redekunst vergebens anwandte, um ihm zu widerstehen; denn ihn überwand dann die aufrichtige Betrübnis des Mannes: er konnte seinen Joh. Froben nicht traurig sehn.

Ich will nun von den vielen ausgezeichneten Werken welche Froben's unermüdliche Presse der Mitwelt und der Nachwelt geschenkt hat einige mit Namen nennen. Voran muß ich seine Ausgaben der Kirchenväter stellen: die sämmtlichen Werke des Hieronymus (1516 bis 1518); die Werke des griechischen Kirchenvaters Chrysostomus (1517), von welchem er später einige Schriften in der Ursprache geliefert hat; die Werke Cyprian's (1520); die Geschichtschreiber der christlichen Kirche, Eusebius und seine Nachfolger (1523), und die Schriften des Presbyters Tertullianus. Für diejenigen welche gerne die Werke der alten Römer lasen sorgte Froben durch eine Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius, und besonders durch den Druck der Geschichten des C. Corn. Tacitus; für das Studium der Griechen durch den Druck guter Ueberseitzungen. Er gab aber auch im Jahr 1524 eine Comödie des berühmten Aristophanes „die Frösche“ in griechischer Sprache heraus. Da hat er denn in der Freude seines Herzens einen griechischen Gruß und eine lateinische Anrede vorn auf die erste Seite hin drucken lassen; die heißt:

„Johannes Frobenius bietet allen Denen die das Griechische lieb haben einen freundlichen „Gruß. Siehe da, wir geben euch die Frösche des Aristophanes, ihr wackern jungen Leute. Gegeben zu Basel in unserer Druckerei.“ — Auch für das Hebräische wurde gesorgt; Froben druckte 1525 eine hebräische Grammatik und ein Wörterbuch, das Sebastian Münster geschrieben hat. Im Jahr 1527 folgte auch ein Wörterbuch für die chaldäische Sprache. Die vielen Schriften und Arbeiten des Erasmus sind bei Froben unzählige Male, und mit besonderer Sorgfalt und Zierlichkeit, gedruckt worden. Am allermeisten aber hat ihm die Welt für seine Ausgabe des griechischen neuen Testamentes zu danken, welche Erasmus mit Beihilfe von Decolampad und andern gelehrten Männern besorgte. Im Jahr 1516 erschien so das erste in der Ursprache gedruckte neue Testament bei Magister Joh. Froben in Basel.

Wenn Froben seinem Erasmus die erste gedruckte Seite eines großen Schriftstellers zeigen konnte, pflegte sein Gesicht vor Freude zu strahlen; er redete in Einem fort, er verwarf seine Hände und Arme; wer ihn sah, hätte gesagt, er habe nun schon in vollen Haufen den Lohn seiner Arbeit empfangen. Der uneigennützige Mann sorgte besser für die Wissenschaften als für seinen Gewinn. Zu aufrichtig um je Böses von Andern argwöhnen zu können, that er seine hülfreiche Hand immer wieder gegen Unwürdige wie gegen Würdige auf. Den Neid kannte er nicht; schwere Bekleidungen vergaß er, ehe man ihn darum bat. Er pflegte von dem Geld um das er betrogen worden mit eben der Munterkeit zu reden, wie ein Anderer von einem unverhofften Gewinn. Manchmal meinte der kluge Erasmus, er sollte gegen aufrichtige Freunde ganz so sein, wie er es gewohnt sei, aber gegen Heuchler seine Güte nur in Worten zeigen. Dann lächelte ihm Froben freundlich zu; aber Erasmus hatte tauben Ohren gepredigt.

Das letzte Hauptwerk das Joh. Froben unternahm war eine neue Ausgabe der sämmtlichen Schriften Augustins. Die Kunst hatte nun in den Händen Froben's und seiner gelehrten Freunde solche Fortschritte gemacht, daß Amerbachs Ausgabe nicht mehr gut und richtig genug erscheinen konnte. Es arbeiteten in der letzten Zeit alle Tage sieben Pressen an diesem Drucke. Oft sagte er, wenn seine Lebenszeit nur noch ausreiche, bis der Augustinus vollendet sei, so verlange er nicht mehr länger zu leben. Aber es waren erst die zwei ersten Thei. vorhanden, als seine Stunde kam.

Bis in sein Alter hatte Frobenius nie frank gelegen. Sechs Jahre aber vor seinem Ende stürzte er einmal von den obersten Stufen der Treppe auf den Ziegelboden herunter. Man hob ihn für todt auf. Zwar genas er; doch blieb ihm von da ein verborgenes

Uebel inwendig in seinem Körper, so sehr er es auch zu verbergen suchte; denn er schämte sich Schmerzen zu zeigen. Nach fünf Jahren ergriff ihn auf einmal an der Ferse des rechten Fußes ein gewaltiger Schmerz; er war so heftig, daß kein Tod ärger sein konnte. Die Mittel der Aerzte mehrten nur das Uebel, bis ein Fremder endlich einige Linderung zu verschaffen wußte. Noch zweimal reiste Froben zu Pferde auf die Frankfurter Messe. Aber jetzt kam zum Uebel im Fuß auch noch eine Stumpfheit zweier Finger an seiner rechten Hand, die Vorzeichen des Todes. Froben verbarg es, wollte darum nicht weniger ausgehen, sich nicht wärmer kleiden; der Gesundheit gewohnt, hielt er's für eine Schande, frank zu sein. Zuletzt, wie er gerade irgendwo etwas von hoch oben herab langen will, ergreift ihn plötzlich die Gewalt der Krankheit und schmettert ihn auf den Fußboden. Der Schädel war schwer verletzt. Man trägt ihn zu Bette; er ist bewußtlos, schlägt die Augen nicht auf, giebt auch kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß er die linke Hand ein wenig bewegt. Zwei Tage lang liegt er so in Betäubung; nun erwacht er, öffnet mit Mühe ein wenig das Augenlid des linken Auges, aber der Mund kann seinen Freunden kein Wort des Abschieds mehr geben; so lebt er noch sechs Stunden und stirbt. Es war im Weinmonat 1527. Er wurde auf dem St. Peters Kirchhofe begraben. „Beim Tode dieses Mannes,” schrieb Erasmus, „sollten Alle die „den Wissenschaften hold sind schwarze Kleider anziehen, ihre Zuflucht zu Thränen und „zum Leidtragen nehmen, sein Grab mit Nante und Blumen bestreuen, Weihwasser „darauf sprengen, Weihrauch anzünden, wenn mit solchen Diensten der Trauer etwas „geholfen wäre.“ Noch lange nachher trauerte Erasmus um seinen Freund. Den Verlust seines leiblichen Bruders hatte er standhaft ertragen, die Lücke die ihm Frobenius ließ kam ihm unerträglich vor. — Das Druckerzeichen von Johann Froben ist ein Heroldsstab, den unten zwei Händen halten; zwei gekrönte Schlangen schlingen sich um ihn herum, oben darauf sitzt eine Taube. Die Auslegung sieht einige Male dabei; sie ist das Wort des Herrn: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

### 6. Johann Oporin.

Mit Johann Froben starb das Geschlecht der Buchdrucker in Basel nicht aus. Da war Adam Petri von Langendorf, ein Mann von einem noch höheren Eifer als dem für die Wissenschaften beseelt. Er druckte zu einer Zeit wo in Basel das Evangelium noch nicht frei auf der Kanzel verkündigt wurde, im Jahr 1519, mehrere kräftige und kühne Schriften Luthers, und ließ sie mit seiner Namensunterschrift frei in die Welt ausgehen.

\* \* \*

Und als der Rath zu Basel sich noch nirgends für das Wort Gottes erklärt hatte, und Luthers übersetztes neues Testament im September 1522 zu Wittenberg erschien, war dasselbe im Christmonat dieses Jahres bereits auch durch Adam Petri zu Basel gedruckt; und auf dem Titel stand: „Das Neu Testament, yezund recht grüntlich teutsch. Welchs „allein Christum unser Seligkeit recht und klärlich leret.“ Und wie die Theile der deutschen Bibel nach einander erschienen, waren sie immer, bevor man sichs versah, noch einmal gedruckt da; und auf dem Titel war oben das Wappen der Stadt Basel, unten ein Kind das auf einem Löwen ritt und eine Fahne in der Hand hielt zu sehen, und auf der Fahne stand der Name Adam Petri geschrieben.

Neben Petri gehören auch zu den guten Buchdruckern in Basel Andreas Cratander, welcher dem treuen Knecht Christi Decolampadius in seinem Hause Herberge gab; Hieronymus Froben, des Johann Sohn, und Johann's Tochtermann Nicolaus Episcopius (Bischoff); Johann Heerwagen, der Johann's Wittwe heirathete, und die griechischen Reden des Demosthenes gedruckt hat; Johann Bebelius und Michael Isengrien. Aber ich will nur von Einem unter ihnen ausführlicher reden, weil er für die alten römischen und griechischen Schriftsteller besonders viel gethan hat und selber ein gelehrter Mann, ja ein Herr Professor gewesen war; und das ist der ehemalige Corrector in der Frobenischen Druckerei Johann Oporinus.

Er wurde auf Pauli Bekehrung im Jahr 1507 allhier zu Basel seinen Eltern geboren. Sein Vater hieß Hans Herbster, und war ein geschickter Maler; er ernährte Weib und Kind mühsam und kümmerlich mit seinem Fleiß und seiner Kunst. Der Großvater zwar war ein wohlhabender Mann gewesen und hatte zu Straßburg in seiner Vaterstadt das Amt eines Schultheißen bekleidet. Aber Hans Herbster war von seinem strengen Vater vom väterlichen Haus und von seinem Angesichte verstoßen worden, weil der Vater darauf gekommen, daß sein Sohn, anstatt bei einem öffentlichen Notarius die Schreiberei zu erlernen und sich sodann den Studien zu widmen, sich auf das leidige Bildermalen gelegt hatte. Der junge Herbster mußte von dannen ziehen; er arbeitete in der Schweiz bei einem Maler. Als nun der Vater gestorben war, schickte man jemand aus, den entflohenen Erben zu suchen. Man kommt nach der Schweiz zu seinem Meister und fragt nach einem jungen Gesellen aus Straßburg. Der Meister aber fürchtet seinen guten Gehülfen, der ihm mit den hübschen Bildern die er malte den besten Gewinn brachte, zu verlieren und verlängnet den Nachforschenden seine Anwesenheit. So kam Hans Herbster um sein väterlich Erbtheil. Er zog nach Basel und gewann da bald

durch sein stilles, frommes und feines Benehmen vieler Leute Gunst. Es gefiel ihm hier und er nahm eine ehrbare Jungfrau, Barbara Lupfartin, zur Ehefrau. Dieselbe brachte ihm aber kein andern Heirathgut als ihre häusliche Tugend, und nur unter viel Gebet und beständiger angestrengter Arbeit vermochten sich die stillen Eheleute mit ihren drei Töchterlein und dem kleinen Johannes durchzubringen.

So wie Johannes größer wurde, gedachte der Vater ihm ein besser Loos als sich selber zu bereiten; er wollte ihn zu dem Berufe erziehen den ihm einst sein verstorbener Vater bestimmt hatte. Die Anfangsgründe der Wissenschaften lernte der kleine Hans neben der Staffelei seines Vaters. Als er älter geworden, schickte man ihn nach Straßburg; denn er konnte dort mit den armen Schülern zusammen wohnen, mit ihnen ums Brot singen und studieren. Johannes machte unter seinem geschickten Lehrer, dem Präceptor Gebwyler, im Lateinischen und Griechischen ausgezeichnete Fortschritte, also daß sich viele über ihn wunderten. So vergingen vier Jahre. Da begehrte er wieder nach Basel zurück; denn es waren daselbst viele gelehrte Männer, und er war nun reif genug, um von ihren Lehren und Vorlesungen Nutzen zu ziehn. Doch hier konnte er vor Armut nicht lange bleiben. Er mußte zum Abt von St. Urban gehen und dort die jungen Leute die einmal ins Kloster sollten aufgenommen werden unterrichten. Daselbst wurde Johann Herbster mit dem Luzerner Chorherrn Xylotectus, einem großen Freunde der Wissenschaften und der Wahrheit, näher bekannt. Es verband die beiden Freunde die gleiche Liebe zum Studium und die gleiche Freude an dem neu aufkommenden Lichte des Evangeliums. Xylotectus konnte nicht länger im römischgesinnten Luzern bleiben; er verließ seine reichen Einkünfte, heirathete und zog nach Basel. Johannes, des Klosterwesens auch müde, zog mit ihm.

In Basel mußte Oporinus, (so übersetzte er seinen Namen) um Brot zu haben mit eisernem Fleiße die griechischen Autoren die Johann Froben drucken ließ abschreiben. Sein Freund Xylotectus starb an der Pest, und Oporin, im Eifer sein Andenken zu ehren und ihm noch an seinen hinterlassenen Freundschaft zu beweisen, heirathete seine Witwe; er ein zwanzigjähriger Mann, und sie eine alte böse mürrische Frau. Er hatte sich ein recht hartes Hauskreuz aufgeladen. Oft pflegte er zu sagen: es sei ihm gegangen wie dem Socrates, der bei der Xantippe seine Philosophie gelernt habe. Oporinus mußte sich kümmerlich durchhelfen. Einmal war er Schulmeister zu St. Leonhard, und dann an der Schule auf Burg, und Thomas Plater, den ihr noch kennen sollt, war sein Provisor und sonst sein guter Gesell. Aber Oporin begehrte noch mehr zu lernen und sich ein

besser Doos zu verschaffen. Decolampadius rieh ihm sich auf die Arzneikunde zu legen. Es hieh sich damals gerade einer der berühmtesten Aerzte der Welt in Basel auf; es war aber ein sehr sonderbarer Mann, er nannte sich Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim. Bei diesem trat Oporinus als Knecht und Gehülfe in Dienste; denn er hoffte so am besten die Geheimnisse des großen Arztes, der zuerst die Metalle zu Heilmitteln anwandte, zu erforschen. Er hatte viel von dem geistreichen, aber im Grunde ungebildeten und rohen Menschen zu leiden. Theophrastus zeigte keine Willigkeit seinen Lehrling wirklich zu belehren; dabei war er dem Trunk ergeben; wenn er dann erhitzt war, konnte er mitten in der Nacht eine halbe Stunde lang neben dem Bette Oporins, der im gleichen Zimmer schlief, mit dem blanken Schwert in der Hand gegen Gespenster kämpfen, also daß der arme Diener beständig für sein Leben zittern mußte. Dann riß er ihn aus dem Bette und fieng an, ihm seine Bücher die er drucken ließ in die Feder zu dictiren, und das so schnell daß Oporin oft meinte, ein böser Geist müsse es ihm alles so eingeben. Zwei Jahre hatte Oporin dem wunderlichen Herrn treulich gedient. Theophrastus versprach ihm, wenn er ihm ins Elsaß folgen wolle, werde er ihm das Geheimniß offenbaren, wie er seine Opiumpillen bereite. Oporin diente ihm nun noch zwei andere Jahre im Elsaß. Aber das Geheimniß kam nie an's Tageslicht. Die schlechten Sitten seines Meisters entleideten dem Diener den Dienst; eine fast lästerliche Rohheit des Mannes gab den Ausschlag; Oporinus kehrte zu seiner Alten nach Basel zurück, und Alles was er von seinen treuen Diensten gewonnen hatte, das war ein Päcklein von den berühmten Opiumpillen des Doktors.

Doch diese Pillen sollten ihm nach Gottes besonderer Fügung das Leben vom Tode erretten. Er hatte auf einen Tag nach der Sitte alter Zeiten ein reinigend Mittlein eingenommen, und ein guter Schlaf hätte ihm nun, weil er etwas angegriffen war, wohl gethan. Aber die giftige Zunge seines Ehemeweis ließ ihm keine Rast noch Ruhe; sie peinigte den armen Mann so, daß er sich nicht anders mehr zu helfen wußte: er stand mitten in der Nacht auf, gieng zum Hause hinaus und wollte sich daheim bei seinem Vater ein ruhig Schlafplätzchen suchen. Unterwegs trinkt er allzugierig bei einem Brunnen; beim Vater findet er schon alles zugeschlossen und im Schlafe; er mag nicht mehr stören mit Anklopfen und keinen Lärm erregen. Setzt sich also der gute, geduldige Mann auf die Thürschwelle, drückt den Kopf in die Ecke des Thürpfostens hinein und beschließt so den Tag zu erwarten. Aber die Nacht war kalt; und den folgenden Morgen war Oporin am ganzen Leib und besonders am Kopfe hoch aufgeschwollen. Er wurde

bedenklich frank, musste eine Zeit lang im Bette liegen, und die Aerzte meinten, er werde nicht wieder aufkommen. Einmal, wie der Kranke so sterbensmatt auf seinem Lager liegt, und ist gerade niemand sonst im Zimmer, kommen ihm die Opiumpillen zu Sinne; er springt auf, nimmt sie schnell aus dem Weidsacke der an der Wand hängt, verschluckt drei von den Pillen und duckt sich wieder recht in seine Decke hinein. Es erfolgte augenblicklich ein tiefer Schlaf, und als die Frau aus der Kirche nach Hause kam und nachsehn wollte, ob ihr Mann vielleicht unterdessen gestorben wäre, fand sie die Geschwulst gehoben und den Kranken auf der Genesung. Nicht lange darnach starb Oporins Hausfrau, als sie eben in ihrer Heimath zu Luzern war, wohin sie alle Jahre einmal in Geldgeschäften zu reisen pflegte. Von ihrer Erbschaft, die dem armen Oporin gut gekommen wäre, bekam er nichts, weil die Verwandten der Verstorbenen alles an sich zu ziehen wußten.

Was ihm die unglückliche Heirath nicht gegeben hatte, sollten ihm seine Kenntnisse verschaffen. Simon Grynäus fieng an dem gebildeten und gelehrten Manne überall das Wort zu reden. Auf seine Empfehlungen hin wurde Oporin zum Professor in der griechischen Sprache und zum Vorsteher des Collegiums an der Augustinergasse erwählt. Nun schien seine Glücksstunde geschlagen zu haben. Er nahm wieder eine Frau, erklärte vor einer Menge begieriger Zuhörer die griechischen Lebensbeschreibungen des Plutarchus, fand großen Beifall und gewann sich die besondere Liebe seiner Schüler; die fleißigsten giengen nach der Vorlesung mit ihm nach Hause, und er fragte sie über alles aus was er gesagt hatte. Aber Oporinus sollte sein Leben lang nie recht zu guten Tagen kommen. Eine väterliche Hand hat ihm seinen muntern Geist immer wieder zu dämpfen gewußt. Ich weiß nicht, soll ich's ein kleines Vorspiel davon nennen, was ihm an dem Tage widerfuhr, da alle Freunde der Wissenschaft in Basel in der größten Aufregung waren, weil Erasmus von Rotterdam, der nach Frobents Tode aus Abneigung gegen das freie Evangelium und den reformirten Gottesdienst unsere Stadt verlassen hatte, nun doch in sein geliebtes und viel entbehrtes Basel wieder zurückkehrte. An dem Tage sollte auch Oporin seinen Ehrentag feiern, denn ihm war die Aufgabe geworden Angesichts der ganzen Universität in einer schönen lateinischen Rede den hochgelehrten Gast willkommen zu heißen und ihm im Namen der Akademie den Ehrenwein und andere Ehrengeschenke zu überreichen. Oporinus hatte sich eine wohlgesetzte und überaus zierliche Rede einstudiert. Als er aber den geehrten Mann mit Augen wieder sah und derselbe ihm gar freundlich die Hand entgegen streckte, gewann des Herzens Freude bei unserm Redner

allzusehr die Oberhand; er drückte ihm kräftig die Hand, wie man's in der Väter Zeiten gewohnt war. Erasmus, der fast immer hart am Chiragra litt, schrie laut auf: Weh! wie hast du mir so wehe gethan! Nun war Oporin um die Sprache und um alle Gedanken zu seiner schönen Rede gekommen. Und erst als Erasmus seinen Fehler freundlich wieder gut machte, ihm einen Stuhl hinstellte, und ihn selber zuerst aus dem Becher worin sein Ehrenwein war einen Trunk thun ließ, erholte sich der Redner wieder und konnte nun sein Geschäft und Amt zur Befriedigung aller Anwesenden zu Ende führen.

Nach zwei Jahren erreichte die akademische Laufbahn Oporins schon ihr Ende. Denn seine neue Hausfrau nebst ihren drei verschwenderischen Söhnen war allzu freigebig mit seinem Gelde, gerade wie die vorige mit dem ihrigen allzu larg gewesen zu sein scheint. Er musste auf größern Gewinn sehen. Dazu kam daß die Akademie auf einmal von allen ihren Lehrern den Doctorgrad begehrte und viele ihrer Lehrer sich in dieses Begehren nicht fügen wollten. Der Gewinn den Herwagius und andere Druckerherren machten verlockte. Oporin und sein Schwager Nuprecht Winter, Thomas Plater und ein geschickter Sezzer, Balthasar Nuch genannt, verbanden sich zusammen zu einer Gesellschaft; sie übernahmen die Druckerei zum Bären, die Gratander vorher gehabt hatte. Winter schoß das Geld her und versetzte seine Habe an das Geschäft. Wie es gegangen ist, wissen diejenigen unter euch die ein gut Gedächtniß besitzen und haben das Neujahrsblatt vom Thömmelin Plater aufmerksam gelesen noch gar wohl. Genaue Bücherdrucke sind zwar von Oporin und Plater redlich besorgt und zu Stande gebracht worden; aber anstatt mit dem Ertrag bei Zeiten die Schulden abzutragen, hat man zuerst den Frauen ihre Gelüste erfüllt, ihren Hausrath gebessert, die Gesellschaft in Schulden und den Winter immer mehr in Verlegenheit gebracht. Der Unfrieden ist dazu gekommen, wie er denn nie weit ist, wo das Gemüth nicht zufrieden sein kann. Dem Sezzer Balthasar war's nicht recht, wenn der Walliser Thomas Plater die Druckbogen so gar genau corrigierte. Zuletzt hat sich Plater redlich aus der Sache gezogen. Die Gesellschaft trennte sich und ein jeder arbeitete auf eigene Rechnung.

Als Winter bald darauf zu Grunde gegangen, übernahm Oporin das Druckergäthe desselben aus der Hand seiner Gläubiger um einen allzutheuern Preis. Er fieng einen Buchhandel an; mit fremden Gelde. So ausgezeichnet seine Kenntnisse waren, so trefflich seine Werke, so wenig geschickt war er ein Handlungsgeschäft in der nöthigen Ordnung zu führen. Eine Erbschaft auf die er bestimmt hatte hoffen dürfen gieng ihm verloren, weil ihm sein Verwandter zürnte, daß er Parthei für die Sache des reinen

Evangeliums genommen. Seine Arbeiter zahlte er über sein Vermögen; wurden solche von andern Druckerherren der bösen Zeiten wegen entlassen, nahm er sie auf, und nicht selten hatten mehr als Fünfzige bei ihm ihr Brot. Seine Schulden mehrten sich. Die Bucherer nöthigten ihn, von hundert Gulden an die 20 bis 30 Gulden jährliche Zinsen zu zahlen.

Diesem täglichen Ungemach und dieser unaufhörlichen Pein setzte Oporinus eine ganz erstaunliche Thätigkeit und einen allezeit frischen Muth entgegen. Er ließ deswegen seinem alten Vater, der sich um des Gewissens willen keine Heiligenbilder mehr zu malen erlaubte, nichts abgehen. Er versorgte seine Schwestern. Er nahm den gelehrten Theologen Castellio, als derselbe in großer Noth war, mit Weib und Kind bei sich auf; verdoppelte und verdreifachte aber dafür seine Arbeit und Mühe. Ich habe ein Verzeichniß der Bücher die bei ihm gedruckt worden gesehen, und habe über 700 Werke theils alter, theils neuer Schriftsteller gezählt. Und doch ließ er kein Buch aus seiner Druckerei ausgehen in welchem er nicht mit eigener Hand die Druckfehler corrigirt hatte. Unter den Büchern die er in die Welt ausgehen ließ waren besonders viele welche die Erkenntniß göttlicher Dinge zu verbreiten suchten. Darum hat ihn auch der Poet Kaspar Brusch „des allerhöchsten Gottes Notarius wider den Antichrist und gegen die Pforten der Hölle“ genannt. Ich will nicht alle die griechischen Autoren nennen welche Oporin's Presse in lateinischen Uebersetzungen seinen Zeitgenossen bekannt und zugänglich machte, als: die alten Tragödiendichter Aeschylus, Sophokles und Euripides, Theokrit den Idyllendichter und Andere. Nur die Namen derjenigen Griechen welche er in ihrer eigenen Sprache der gelehrten Welt schenkte dürfen hier nicht ganz fehlen. Unter denselben finden wir eine Tragödie des Aeschylus, die Werke des Philosophen Aristoteles, die Geschichtschreiber Diodorus Siculus und Pausanias, den Redner Isokrates, den Spruchdichter Hesiodos und den Liebling der Griechen Homer. Oporinus hat auch selber noch daneben manches Schriftstellerische ausgearbeitet, hat Anmerkungen zu Schriften Cicero's und zur Naturgeschichte des Römers Plinius theils gesammelt, theils aus seinem Eigenen geschrieben, hat Uebersetzungen des Theokrit und einiger Stücke des Xenophon geliefert, und manche seiner Ausgaben mit sehr fleißigen und gelehrten Registern versehen. So unausgesetzt pflegte dieser Mann zu arbeiten, daß er an die Thüre seines Arbeitszimmers nach dem Beispiele des Aldus in Venetia die Worte geschrieben hatte: „Wer du auch bist, Oporinus bittet und beschwört dich, du mögest das was du „mit ihm zu thun hast ganz kurz abmachen, und dann augenblicklich wieder fortgehn;

„es wäre denn daß du kämest, um wie Herkules dem müden Atlas seine Last ein wenig „auf die Schultern zu nehmen.““ Die Welt erkannte auch den Werth des Mannes wohl. Seine Drucke hatten den Ruhm einer großen Genauigkeit. Die Schriftsteller achteten es für eine Ehre, sie stritten sich darum, daß ihre Werke bei Oporin in den Druck gegeben würden. Andreas Vesalius wollte sein Werk über die Anatomie seinem Andern als ihm anvertrauen. Und der Mann welcher von seinen Gläubigern hart gedrängt und fast ausgesogen wurde genoß doch so viel Ehre und Zutrauen, daß ihm doch wieder von Andern auf seinen bloßen Namen hin Geld anvertraut wurde, daß zwei seiner Gläubiger nach seinem Tode seinen Erben ihre Schuld schenkten, daß Gönner der Kunst ihm mit Vorschüssen und Geschenken aufhalfen, ja daß ihm noch am Ende seines Lebens zwei Frauen aus den achtbarsten Familien ihre Hand nicht verweigerten.

Im Jahr 1564 war ihm seine zweite Gattin gestorben. Sie war ihm zwar keine gute Haushälterin, aber sonst eine gar freundliche und liebe Ehefrau gewesen. Manchmal, wenn er vor Geschäften und Gedanken staunend und tiefsinzig am Tische saß, weckte sie ihn schmeichelnd auf, konnte ihm lächelnd das Essen in den Mund stecken, und ihn aufmuntern, daß er nun auch einmal das ewige Denken, Korrigieren und Anordnen solle sein lassen. Nun gab ihm die Witwe des jüngern Heerwagen die Hand, eine mit Anmut, Geist und mit irdischem Gute reich begabte Matrone. Aber kaum athmete er von seinen Schulden ein wenig auf, schon nach vier Monaten starb sie. Faustina, seine vierte Gattin, die Tochter des berühmten hoch angesehenen Bonifazius Almerbach, beschloß dem geschätzten Manne die letzten Tage seines Alters zu erleichtern. Diese drang so lange mit Bitten in ihn, bis er endlich seine Druckerei, die der Welt so reichen Gewinn und nur ihm kein Glück gebracht hatte, aufgab. Lange genug hatte der künstreiche Sänger Arion auf seinem Delphine (das war Oporin's Buchdruckerzeichen) auf dem unsteten Meere der Handlungsgeschäfte seine zierliche aber gefährliche Reise gethan.

Von der Zeit an, da dem Oporin auf seinen einundsechzigsten Geburtstag zu seiner erstaunlichen Freude sein Söhnlein Emanuel war geboren worden, war es, als habe er nun erst mit der endlichen Erfüllung dieses Wunsches die Nichtigkeit alles Irdischen geschmeckt. Er fieng an dieses Lebens müde zu werden und oft an seine Todesstunde zu denken. Es war nicht gar lange vor seinem Ende, als er einmal mit seinem Freunde, dem Professor Cölius Curio, von einem Leichenbegägnisse nach Hause zurückzeng. Sie sprachen zusammen von den Schrecken des Todes, und wie der Herr oft auf mancherlei Weise die Vitterkeiten desselben von den Seinigen zu entfernen wisse, nachdem er selber zuerst diese

Bitterkeit alle für uns geschmeckt habe. Indem sie so darüber redeten, zum Hause des Einen kamen und sich dann wieder zur Wohnung des Andern begleiteten, giengen sie bei der Münsterkirche vorbei. „Komm,” sprach Oporin, „lass uns sehen wo du deinen Augustinus hingelegt hast.” Sie traten in den Kreuzgang und kamen zu dem kleinen Gottesacker wo jetzt die kleinen Kinder begraben liegen. Sie wandelten in dem Bogengang der diesen stillen Kirchhof umgibt an Castellio's, an des Buchdruckers Isengriens, an Hieronymus Froben's Grabmählern vorüber; zu ihrer Seite rauschte der Rhein, als wär' es der Strom unsers vorüberrauchenden Lebens. Da wo neben drei Jungfrauen (es waren Curios Töchter gewesen) dessen gelehrter und frommer Sohn Augustinus ruhte, standen sie still, und Oporinus betrachtete die Grabschrift die der geprüfte Vater dem Frühvollendeten hatte sehen lassen. Ihm gefielen besonders die Worte die oben am Grabsteine stehen: „Thüre zum Leben.” — „Ja wohl,” sagte er, „es ist die Thüre zum Leben; denn zum ewigen Leben ist kein anderer Eingang als durch den Tod. Darum soll man ihn nur recht herbei wünschen, und wenn er da ist, ihn mit freudigem Muthe empfangen.” Nun sah er sich um, und: „O!” sprach er zu Cölius, „wie vieler Guten Leiber liegen hier! Ich will auch einmal hier ruhen und außen an den Deinen allen in jenem Winkel dort begraben werden, wenn ich vor dir zu sterben komme.” Keine vier Wochen nachher trug man ihn zur Thüre des Kreuzganges hinein.

Er lag nicht sehr lange frank, und die Krankheit schien auch zuerst weiter nichts als ein Schnupfen und ein Kopfschmerz zu sein wie's gerade viele Leute hatten. Seine Natur machte mehrere Versuche der Krankheit einen Ausweg zu verschaffen, aber die Versuche blieben immer nur mangelhaft. Am vierzehnten Tage lag er lange in einem betäubenden Schlaf auf dem Rücken. Endlich holt er tief Atem, wacht auf und spricht: „Das ist doch gut, wenn man so gemahnt wird.” Man fragt ihn, was er damit meine. Und er erzählt, er habe im Traume eine Uhr über seinem Bette hängen sehen, die habe die Stunde geschlagen, und als sie ausgeschlagen, sei das Schlaggewicht ihm auf die Brust hinunter gefallen; im gleichen Augenblicke habe er eine sanfte Musik vernommen, und sei aufgewacht. Und nun fieng er an und rief: „Wer kann die Barmherzigkeit Gottes alle auszählen, daß er zu allen seinen unzähligen Wohlthaten noch so eine friedliche und väterliche Mahnung hat hinzufügen und seinem Werke damit die Krone aufzusetzen wollen! In deiner Hand, o Gott, ist unser Leben und unser Tod. Du aber, erbarme dich unser.” Von da an sah der Kranke still, geduldig, friedlich und mit einem gewissen Vorschmacke der zukünftigen Seligkeit seiner Todesstunde entgegen. Viele

\* \* \* \*

Geistliche besuchten ihn noch und suchten ihn freundschaftlich im lautern Glauben an Christum Jesum zu stärken; der Oberpfarrer Simon Sulzer ertheilte ihm das hl. Nachtmahl. Am zwanzigsten Tage seiner Krankheit (es war der sechste Juli 1568), Morgens um 7 Uhr, gab er unter dem Geläute der Kirchenglocken seinen Geist auf. Den folgenden Tag begrub ihn die gesammte Universität im Kreuzgange des Münsters. Sein Grab wurde ihm bei den Ruhestätten Decolampads, des Simon Grynaus und Sebastian Münsters neben dem größeren Kirchhofe gegeben. Jener Winkel aber den er sich gewünscht hatte blieb für den Vater aufzuhalten dessen Kinder dort lagen. Noch bevor Viele in Basel es erfuhr, wußte man in Freiburg, Heidelberg und Tübingen schon, daß Opocrinus, der in seinem Leben nur wenig geruht, nun ruhe von seiner Arbeit.

Und nun, meine jungen Leser, da ihr so viel von den Basler Buchdruckern vernommen habt, so geht einmal in eine Druckerei, und lasset euch weisen, wie es beim Bücherdrucken hergeht. Denket dann an die Männer alle denen das Lernen als eine so würdige und theure Beschäftigung erschien; und vergesst auch nicht, daß wir, wenn unsere Stunde kommt, noch etwas Anderes viel nöthiger haben als die Kenntnisse der Wissenschaft und den Ruhm der Tüchtigkeit in allen diesen Dingen.